

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung
„Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage
zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalspreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei direkter Lieferung:
Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.—
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die
Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bülle in München.

Inhalt:

I. Hauptartikel.

Auf der Farm.

Die Ausstellung altfranzösischer Meister im Louvre. (Schluß.)
Von Karl BOLL.

II. Bücher und Zeitschriften.

Bericht über die neuere Literatur zur deutschen Landeskunde.
Bd. II. — Dr. Karl Udelmann: Die Kraftloserklärung
von Urkunden im Aufgebotsverfahren.

III. Allgemeine Rundschau.

14. Internationaler Amerikanisten-Kongreß. — Kleinere
Mitteilungen.

IV. Hochschulnachrichten.

Auf der Farm.*)

„Die stärkste Festung einer Nation
ist der häusliche Herd.“

Alexanders Farm, Farley, Iowa.

Seit vier Wochen bin ich auf einer reizenden Farm im Staate Iowa, pflüge, breche Maiskolben und füttere Schweine, etwa 200 schöne schwarze Schweine. — „Was der ganzen Menschheit zugeteilt ist, will ich in meinem innern Selbst genießen.“ So etwas war's ja auch, was mich über den Ozean trieb.

Es wäre unberzehrlich, in diesem Lande gewesen zu sein, ohne das Leben des Farmers geteilt und die amerikanische Landwirtschaft ein wenig kennen gelernt zu haben. Der Farmer ist der Grundstock und Kern der Bevölkerung der Vereinigten Staaten. Er hat den Boden urbar gemacht auf der großen Wanderung vom Atlantischen zum Stillen Ozean. Trotz des Aufschwungs der amerikanischen Industrie und des Zuges nach den Städten stellt der Farmer immer noch den zahlreichsten Berufsstand der Bevölkerung dar; der landwirtschaftliche Besitz verhält sich zum industriellen wie 2:1. Ueber 5½ Millionen Farmen enthält dies große Land; sie bedecken annähernd die Hälfte des Gesamtareals der Union. Auf mehr als 20,000 Millionen Dollars werden die in Farmen stehenden Werte geschätzt.

In einem englischen Schulbuch las ich einst eine Anekdote aus dem Leben Benjamin Franklins. Die Amerikaner sind sehr wißbegierige Menschen, hieß es da; daher sagte Franklin, wenn er auf der Wandererschaft durch die Union nach dem Weg fragte, stets: „Ich heiße Benjamin Franklin, bin ein Buchdrucker, ich komme da und da her, das und das ist mein Reisezweck, und ich möchte nach dem

*) Wir veröffentlichen hier ein Kapitel aus dem demnächst zur Ausgabe gelangenden Buche des Amtsrichters Dr. Hintrager: „Wie lebt und arbeitet man in den Vereinigten Staaten.“ Der Verfasser hat einen längeren Aufenthalt in Amerika dazu benutzt, sich über die verschiedensten Berufszweige durch tätige Anteilnahme am Leben und an der Arbeit ihrer Vertreter zu unterrichten und schildert in den einzelnen Abschnitten seine dabei gewonnenen Eindrücke. Das Buch wird im Verlage von F. Fontane u. Co., Berlin-Grunewald, erscheinen.

Anm. d. Red. der Beil.

und dem Plaze. Wo ist nun mein Weg?“ — Ungefähr nach diesem Rezepte mußte ich, mangels jeglicher Verbindungen mit Landleuten hier, verfahren, als ich in diese Gegend kam, von der ich nur soviel wußte, daß hier Farmer wohnen, die seit Generationen im Lande leben. Zu solchen, zu echten und rechten Amerikanern, keinen Eingewanderten, wollte ich eben, trotz des mahnenden Wortes eines deutschen Freundes: „Bedenke, auf viele Meilen im Umkreise keinen Tropfen Bier.“ In New-York und den anderen Plätzen, wo ich seit meiner Landung war, hatte ich noch viel zu viel europäische Luft geatmet.

Auf einer nahe der Bahnstation Epworth gelegenen Farm wurde ich hierher gewiesen: „Gehen Sie eine Meile östlich, dann zwei Meilen südlich, dann wieder etwa eine Meile östlich, dann sehen Sie ein hübsches, weiß angestrichenes Haus; das ist Alexanders Farm.“ Die Farmersfrau muß die Wirkung dieser amerikanischen Wegbeschreibung auf meinem Gesicht gelesen haben; denn sofort sagte sie: „Mein Sohn wird Sie hinbringen.“ Der Weg und die Landschaft, die wir durchfuhren, bot das einförmige Bild der rechtwinkeligen Linien, das auch die Karte der Vereinigten Staaten charakterisiert. Von den Grenzen der einzelnen Staaten bis zu den Grenzen der kleinsten Landvermessungseinheit, der eine Quadratmeile (= 640 Acres) enthaltenden Sektion gehen alle Linien parallel den Länge- und Breitegraden, abgesehen von den durch Flüsse oder Seen gebildeten natürlichen Staatsgrenzen. Die grundbuchmäßige Beschreibung eines Grundstücks lautet daher ganz ähnlich der Ortsbestimmung des Geographen. Diese überaus einfache Art der Landvermessung, von der Schiller wohl nicht gesungen hätte:

Jene Linien, sieh, die des Landmanns Eigentum scheiden,
In den Teppich der Flur hat sie Demeter gewirkt

ist charakteristisch für den Amerikaner; mit großen allgemeinen Regeln verfügt er über große Räume und Massen. Da dieses sogenannte Rektangulärsystem durch ein Gesetz vom Jahre 1785 eingeführt wurde, haben es übrigens die damals schon besiedelten Staaten des Ostens nicht.

Als ich dem alten Mr. Alexander, aus dessen glattrasiertem Gesicht die Herzengüte leuchtet, meinen Wunsch, über die Erntezeit auf seiner Farm zu wohnen und zu arbeiten, gesagt hatte, erwiderte er lächelnd: „Ich bin ganz damit einverstanden, aber ich muß erst den boss (= Herr, Prinzipal) fragen. Das werden Sie doch schon gehört haben, daß in diesem Lande die Frau der boss ist?“ Er ging und rief die Farmerin herbei, eine dicke, behäbige Frau von etwa 50 Jahren, die mich mit ihren lebhaften Augen kritisch betrachtete und nach längerem Ausfragen schließlich „ja“ sagte. Nun kam die zweite Prüfung; denn Mr. Alexander lud mich ein, mit ihm einen Rundgang auf der Farm zu machen und mich einmal am Pflug und an verschiedenen landwirtschaftlichen Maschinen zu versuchen. Das Resultat meines Pflügens ließ viel zu wünschen übrig.

Die Farm Alexanders ist eine Durchschnittsfarm des Mississippi-Tales, 320 Acres (also ½ Sektion) groß, an der Landstraße von Epworth nach Farley, Iowa, gelegen und wie üblich in Quadrate von je 40 Acres abgeteilt. Alexander war früher ein Neuenglandfarmer gewesen.

Soviel ihm bekannt, waren seine Vorfahren aus England, die seiner Frau aus Deutschland gekommen. Als der Boden im Osten ausgefogen war und die Regierung der Vereinigten Staaten die Ländereien in Iowa zu 1 Doll. 25 Cents pro Acre abgab, da verkaufte er und zog, wie so viele andere, hierher, um auf dem jungfräulichen Boden des fruchtbaren Mississippi-Tales, des größten Kornlandes der Welt, mit weniger Mühe mehr Ertrag zu erzielen.

„Als ich hierher kam,“ erzählte der alte Farmer, „da war das meiste Land noch mit Wald bedeckt, und als Wohnhaus diente mir ein einfaches Blockhaus, wie Sie eines ein paar Meilen südlich von hier sehen können, das einzige, das in der ganzen Gegend noch steht. Ich brachte die Bäume zum Absterben durch Absagen der Kronen und Gürteln, d. i. Entfernen der Rinde, und brannte das dürrgewordene Holz nieder. Nach der Tätigkeit der Art und des Feuers kam das Pflügen, eine harte Arbeit! Bis vor etwa 15 Jahren waren da und dort auf meinem Grunde noch Steine und Felsstücke, um die herumgepflügt werden mußte, wie in den ersten Jahren um die stehengebliebenen Baumstümpfe.“

Seine Arbeit ward reich belohnt: nur mit dem geringen Erlös von dem Verkauf seiner abgewirtschafteten Neuenglandfarm war er hierhergekommen. Heute ist sein Boden 50—100 Dollars pro Acre wert und wirft ihm eine Rente ab, die ihm eine sehr gute Lebenshaltung gestattet.

Unter solchen Gesprächen waren wir vom Wohnhause durch die kleine Werkstatt beim Hause in die große Scheune gekommen, in der sich auch die Stallungen der acht Pferde und des Stiers befinden. Nur diese Tiere und die in einem eigenen Stallgebäude untergebrachten Mutterschweine mit Familien sind unter Dach; die anderen, die Mastschweine und die 30 Stück Rindvieh sind Sommer und Winter und Tag und Nacht im Freien.

Als wir durch das erste Quadrat gingen, eine Weide, auf der die Schweine träge herumlagen, stoben diese unter Grunzen und Quietschen auseinander und davon. Lachend sagte der alte Farmer: „Die Schweine glauben, Sie seien der Agent von Chicago, der alle sechs Monate kommt und die zum Schlachten reifen mitnimmt in die großen Schlächtereien der dortigen Gesellschaften.“

Das nächste große Quadrat lag brach. Das dritte wurde von einem alten Farmarbeiter, einem Schottländer, gepflügt, um mit Winterweizen, dem sogenannten Cash-crop, bebaut zu werden. Auf allen anderen stand üppiger Mais. In einem der Maisfelder schnitt der 23jährige Farmersohn Beecher Alexander mit einer von ihm selbst erfundenen und verfertigten Maschine Maisstauden, um das Rindvieh damit zu füttern.

Hier waren wir angelangt, als vom Wohnhause her das Läuten einer Glocke und die melodische Stimme der Farmersfrau zum Essen einlud. Wie gut die Lebenshaltung hier ist, das zeigen vor allem die Mahlzeiten der ländlichen Bevölkerung. Der amerikanische Farmer ißt am weißgedeckten Tische, und seine drei täglichen Mahlzeiten sind ebenso mannigfaltig als reichhaltig. Die süße Fleischspeise fehlt selten. Auch seine durchaus städtische Wohnungseinrichtung steht weit über der eines reichen Bauern bei uns. Die Schaukelstühle und die Bodenteppiche fehlen auch im Farmhause nicht.

Die Eisenbahnen, die alles gleichmachen, haben das Land erschlossen. Darum konnten ländliche Besonderheiten nur in geringem Maße aufkommen. Landleute und Stadtleute unterscheiden sich hierzulande auch in Kleidung, ja selbst im Aussehen nur wenig. Es fehlt der Bauerntypus. Noch hat sich kein Bauernstand gebildet. Denn hier ist alles in lebendigem Fluß; das Land ist jung, der Wechsel des Berufs oder Erwerbs alltäglich.

Ein Tag vergeht ziemlich gleich dem andern: Kurz nach Sonnenaufgang poltert der alte Farmer die Treppe vom oberen Stock herab in das Wohnzimmer, wo sich bald alles zum Frühstück versammelt. Während des Frühstückes gibt der Alte die Order für den Tag aus, die besonders dem jungen Beecher nicht immer angenehm in den Ohren klingen. Ihn zieht es nach der Stadt, und manches Feld-

geschäft ist ihm zuwider. Trotzdem bricht er jeden Morgen ohne Widerrede 2 bis 3 Wagen voll Maiskolben zur Fütterung für die Schweine. Schon dieses erste einfache Geschäft, an dem ich mithalf, zeigte mir, mit welcher Schnelligkeit und Energie in diesem Lande auch der Farmer arbeitet, und ich habe das seither durchweg beobachtet. Jede Arbeit macht den Eindruck, als ob große Eile not täte, und das ist doch bei Feldgeschäften für die Regel nicht so. Das Pflügen z. B. geht stets in lebhaftem Schritt und ist sehr anstrengend, weil die Pferde unmittelbar an den Pflug gespannt werden. Wer pflügt, muß gleichzeitig auch die Pferde lenken. Auch das Fußbeschlagen wird nur von einem Mann besorgt. Jede Arbeit wird mit Einsetzung der ganzen Kraft getan; geschwätzt oder geraucht wird dabei nicht. Während der Mittagsmahlzeit, zu der man sich eine Stunde Zeit nimmt, pflegt der alte Farmer zu erzählen, was er am Morgen in dem Dorfe Farley an Neuigkeiten aus Stadt und Land erfahren hat. Dorthin fährt er fast täglich, um seine Post und Zeitungen zu holen und etwaige Einkäufe zu machen. Zwischen fünf und sechs Uhr abends hört die Arbeit auf. Die schönste Zeit auf der Farm ist die Stunde nach dem Abendessen. An Unterhaltung fehlt es nicht. Der Farmer hält außer zwei Tageszeitungen eine Frauenzeitung und das über die ganze Union verbreitete monatliche „Farm-Journal“, eine sehr gute und reichhaltige illustrierte Zeitschrift für Landwirtschaft, Viehzucht, Haushalt und Familie des Farmers. Die Beiträge, die ich in dieser Zeitschrift von der Hand von Farmern, deren Frauen und insbesondere deren Töchter gelesen habe, sind ein glänzendes Zeugnis für die Strebamkeit und Bildung dieser Leute. Vom ersten Tag an, seitdem ich „the farming Oscar“ spiele, wie der alte Alexander sagt, ist mir nichts so sehr aufgefallen, als der Bildungsgrad, der weite Horizont und der Bildungsdurst der Landbevölkerung, mit der ich hier zusammenkomme. Auch die Farmarbeiter, die im gesellschaftlichen Verkehr kaum von den Farmern zu unterscheiden sind, machen hiervon keine Ausnahme. In der kleinen Bibliothek dieses Hauses ist neben den hervorragenden amerikanischen Autoren Shakespeare, die kommentierte Oxford-Bibel, ein Konversationslexikon, das große statistische Werk „Die Welt“ von Frank Gilbert, ja sogar Blackstones Kommentar des englischen gemeinen Rechts. Vexterer stammt aus der Collegezeit des jungen Beecher. Alexander hat keine fünf Kinder, von denen nur noch zwei zu Hause sind, nach dem Besuche der allgemeinen Volksschule vom 15. bis 18. Jahre in ein College geschickt, wo sie einen Unterricht erhielten, wie er etwa auf unseren Oberghymnasien erteilt wird. „A good education“ gilt hierzulande gar viel, und der einfachste Mann ist bestrebt, seine Kinder in bessere Schulen zu senden.

Ein ziemlicher Teil der Bibliothek des Farmers besteht aus den Berichten und Veröffentlichungen des Landwirtschaftsdepartements der Vereinigten Staaten, welche den Farmern teils unentgeltlich, teils spottbillig überhandt werden. Die Tätigkeit dieses Departements ist wie alles, was Uncle Sam in die Hand nimmt, umfassend und reich. Nicht bloß die Berichte der Beamten der über die ganze Union verbreiteten landwirtschaftlichen Versuchstationen, sondern auch diejenigen der über die ganze Welt verhandelten Agenten des Departements halten auf diese Weise den amerikanischen Farmer mit allem auf dem Laufenden, was in und außerhalb seines Landes für ihn irgendwie von Interesse sein mag. Auch Samen versendet das Departement kostenlos an den Farmer.

Daß die Amerikaner witzbegierige Menschen sind, das haben mir die Abendunterhaltungen hier des öfteren gezeigt. Welche Fragen über Deutschland, über mein Leben, ja über mein Glaubensbekenntnis hatte ich da zu beantworten! Die Farmerin wollte wissen, wieviel ich für den Meter meines Mantelstoffes bezahlt habe, und ob ich an Gott glaube; der Farmer fragte, ob ich alles tun müsse, was der Kaiser befiehlt, wieviel jährliches „Salär“ der Kaiser habe, und ob ich den Kaiser liebe oder nicht. Der Farmersohn fragte viel nach deutschem Militär, deutschem Bauernleben und deutschen Gebräuchen. Einmal irraate er

ganz unvermittelt, wie das Autorrecht in Deutschland geschützt sei. Manche Stunde habe ich diesen neugierigen Ohren Anekdoten aus dem Manöverleben erzählt.

Mit den brennenden Fragen ihres eigenen Landes waren diese aufgeweckten Leute sehr wohl vertraut. Ueber die amerikanische Landwirtschaft war das allgemeine Urtheil des Farmers: Die schönen Zeiten des Raubbaues sind vorbei. Es zählt nicht mehr; ausgenommen jene großen Betriebe des Westens, die mit Maschinen in größtem Maßstab arbeiten, oder wo eine Gegend auf Spezialitäten in großen Massen sich wirft, wie die Pfäulen-, Apfel-, Preiselbeer-, Kühner-, Wassermelonen-, Pfefferminzfarmen und andere.

Früher trug derselbe Boden 30 Jahre hintereinander Frucht in üppiger Fülle; nun ist der Boden in den Oststaaten ausgezogen, und in den mittleren, selbst in Missouri, beginnen die Farmer schon mit Brachliegenlassen und Düngen des Bodens. Denn auch die Fruchtbarkeit wandert nach Westen. Der Durchschnittsfarmer hat wohl sein gutes Auskommen. Aber die Eisenbahngesellschaften, die Ringe der Abnehmer seiner Produkte, Trusts, Börsenschwindel und der allmählich notwendig werdende Uebergang zu intensivem Betrieb machen es ihm von Jahr zu Jahr weniger leicht. Die Steuerlast des Farmers ist ziemlich hoch. Auch für Wege, Brücken und Schulen muß er Steuer zahlen. Der Farmer, der etwas Geld auf die Seite gelegt hat, hat das freieste Leben in diesem Lande.

„Ihre deutschen Landsleute,“ so fuhr der Farmer fort, „bringen es noch am weitesten hier; sie können so gut sparen, und wir Amerikaner sind so verschwenderisch. Wir sind vermöhnt worden durch die Leichtigkeit des Geldverdienens.“ Wie sehr er recht hat: auf seiner Farm liegt so viel gutes Holz umher, es verfault; ganze Wälder brennt man nieder. Nur das beste Land wird ausgenützt. An Eiern sucht die Farmerin nur soviel im Grase zusammen, als sie in der Küche gerade braucht; um die übrigen kümmert sie sich nicht, und Millionen von Eiern werden von Kanada importiert.

Eines Abends entspann sich eine Debatte über Schutzoll und Freihandel, die besonders lebhaft wurde, weil der alte Schottländer, der auf der Farm über die Erntezeit für 75 Cents täglich und Kost und Wohnung half — nur wenn sehr viel Arbeit da ist, nimmt der Farmer fremde Hilfskräfte —, einen anderen politischen Standpunkt vertrat als der Farmer und sein Sohn. Die Leute kannten das Werk von Henry George über diesen Gegenstand und zeigten erstaunliche volkswirtschaftliche Kenntnisse.

Doch vom Westen habe ich bis jetzt geschwiegen, von der reizenden Laura, des Farmers Tochter. Als ich sie zum erstenmal sah, verstand ich, warum ich vor der Mutter ein so schwieriges Examen zu bestehen hatte. Wenn ich sage, daß diese Farmerstochter mit dem Klavier- und Harmoniumspiel vertraut ist, singt, zur Zeit unter meiner Anleitung ihre ersten Versuche auf der Violine macht, im College Lateinisch und Deutsch gelernt hat, auch längere Zeit Volksschullehrerin gewesen ist, so wird das genügen, um sie auch dem interessant zu machen, der nicht in ihre schönen Augen gesehen hat. Manchen Abend haben wir zusammen musiziert; ich werde nie vergessen, mit wieviel Wärme sie ihr Lieblingslied, den seelenvollen Sang von Longfellow „The Bridge“ gesungen hat.

Eine muntere Abwechslung boten die Sonntage, an denen die ganze Familie in der Galaktische nach Farley zur Kirche fährt; ich sage munter, denn auch das religiöse Leben ist heiterer hierzulande als bei uns draußen. Hier hält man es mit dem „Seid fröhlich mit den Fröhlichen!“ Weinende gibt es nicht viele, es geht den Leuten zu gut.

Die Familie Alexander gehört zu einer Presbyterianergemeinde, die aus etwa 50 Farmerfamilien der Umgebung besteht und in Farley eine kleine Kirche und ein Pfarrhaus besitzt. Die Ausgaben, vor allem der Gehalt des Pfarrers, werden von den Beiträgen der Mitglieder bestritten; denn die Kirchen sind hier privatrechtliche Vereine. Alexander zahlt z. B. einen jährlichen Beitrag von 60 Dollars. Das ist viel für die Befriedigung des religiösen Bedürfnisses. Allein das Opfer erscheint

nicht so groß, wenn man in Betracht zieht, daß die Kirche hier zugleich die Vermittlerin und Pflegerin des gesellschaftlichen Lebens ist.

Wie vor den meisten Farmhäusern, so ist auch vor der Kirche zu Farley eine seitstehende Rampe angebracht, um den Frauen und Töchtern der Farmer das Ein- und Aussteigen aus dem Wagen möglichst leicht zu machen. Wenn hier die Familien der Farmer anfahren und ausstiegen, verriet nur das wettergebräunte Gesicht der Männer und deren Hände die Landleute. Mit einem „Hallo, wie geht es?“ begrüßt man sich gegenseitig, und bald ist eine lebhaft Unterhaltung im Gange, an der sich auch der Geistliche und dessen Frau beteiligen. Diese sind die ersten in der Kirche.

Sind alle Mitglieder versammelt, so beginnt zunächst die Sonntagschulstunde, in der die Frau Pfarrer die Kinder unterrichtet; die begabte Laura unterweist die Mädchen und jungen Frauen, und der Pfarrer legt den übrigen in Frage und Antwort biblische Texte aus. Erst hierauf folgt der eigentliche Gottesdienst, der aus Gesang, Gebet, musikalischen Vorträgen und sehr modern gehaltenen Predigt des Pfarrers besteht. — Jeden Dienstag findet für die jungen Leute in der Kirche ein Unterhaltungsabend mit Musikvorträgen statt; hierbei hat jedes eine Bibelstelle zu erklären. Alle vierzehn Tage wird ein „Kirchenessen“ bei den Gemeindegliedern der Reihe nach gehalten, für welches ein kleiner Betrag bezahlt wird, der in die Kirchenkasse fließt. Auch in der Kirche selbst werden gelegentlich solche Essen veranstaltet. Im Hause des Pfarrers, der mich, ebenso wie die benachbarten Farmer, in gastfreundlichster Weise zu sich einlud, sah ich etwas echt Amerikanisches: eine kleine Buchdruckerei, in der der Pfarrer und dessen hübsche junge Frau die „Kirchlichen Nachrichten“ herstellten und herausgaben, ein für die Gemeindeglieder bestimmtes Monatsblatt. Vor einigen Tagen las ich in einem derselben eine reizende Begebenheit aus dem Leben der Farmerstochter. Zum Ankauf einer Kirchenglocke hatten die jungen Leute an einem der Dienstagabende verabredet, je 1 Dollar beizusteuern, und zwar sollte jedes den Dollar selbst verdienen und die Art, wie es ihn verdient hat, in den „Kirchlichen Nachrichten“ bekannt geben. Unter den verschiedenen Gedichten, die meist von Farmersfrauen und -töchtern einliefen, war entschieden das beste das von Laura Alexander. Sie erzählt darin, wie sie ihrem Vater den Wunsch, einen Dollar zu verdienen, vorgebracht, und dieser an einem der heißesten Sommertage sie angewiesen habe, das Schleifsteinrad zu treiben. Als dann nach und nach die Schweißtropfen ihr über die Stirne und Augenbrauen gerollt seien, da habe sie an die Menschen gedacht, die immer keine Zeit haben, und es ist doch gerade genug Zeit in jeder kleinen Minute, um der Welt und den Menschen zu dienen.

There's quite enough time in each small minute
To suit the world and the people in it.

Doch nun genug von der hübschen Laura! —

Die letzten drei Tage war in dem etwa 20 Meilen entfernten Dorf Cascade eine landwirtschaftliche Ausstellung des Bezirks, verbunden mit Rennen und einer Art Volksfest. Schon lange vorher hatte Beecher während der Mahlzeiten vorsichtig bei seinem Vater, der trotz aller Herzensgüte oft puritanische Strenge zeigt, um Urlaub auf die „Cascade-Fair“ angelockt und schließlich auch durch meine Vermittlung erhalten. Es ist geradezu typisch, daß in dieser Familie alle mit der Einförmigkeit des Landlebens etwas unzufrieden sind bis auf den alten Farmer, der dem Zug nach der Stadt zielbewußt entgegentritt; er hat auch dem Beecher, der jetzt oft noch in Blackstone liebt, den Wunsch, Rechtswissenschaft zu studieren, abge schlagen.

Die „Fair“, die alljährlich von der Cascade-Renn- und Ausstellungsgeellschaft veranstaltet wird, hatte gar viele Farmer herbeigelockt. Um den Ausstellungsplatz herstanden überall Wagen der Farmersfamilien, und im Grase saßen die Leute bei dem mitgebrachten Mahl. Denn hier gab's keine Wirtschaftsbuden. Das Feilhalten alkoholi-

cher Getränke innerhalb einer halben Meile von einer landwirtschaftlichen Ausstellung ist verboten (§ 2448 des Code of Iowa). Mit einer Beschreibung der Ausstellung selbst will ich keine Worte verlieren. Die zahlreichen landwirtschaftlichen Maschinen, denen der Amerikaner mit Vorliebe den Beinamen „wissenschaftlich“ (scientific) gibt, z. B. der wissenschaftliche Kornschneider, der wissenschaftliche Selbstbinder, sieht man ja auch in der alten Welt mehr und mehr. Sie sind sehr charakteristisch für den regsamem, durch keine Traditionen beengten Geist dieses Volkes. Auch sie hat in erster Linie das Bedürfnis, das „Hilf dir selbst“ geschaffen: Es galt, ein großes Land zu bebauen; die Bevölkering war dünn, Arbeitskräfte mangelten und waren daher teuer; ein jeder war Herr oder wollte es bald sein und wurde es auch. So kam man ganz von selbst auf die Maschine, und heute bebaut ein Farmer 40—80 Acres, oft noch mehr, ohne fremde Hilfe. Er ist auch im wesentlichen sein eigener Maschinentechniker. Sehr viele von den landwirtschaftlichen Maschinen sind von Farmern selbst erfunden, z. B. der „Graber“, eine Dampfmaschine, die, einmal losgelassen, ohne jede Bedienung schnurgerade Gräben zieht.

Die Ausstellung der Bodenerzeugnisse, besonders des Mais, hier „Korn“ genannt, war ein bereitetes Zeugnis der außerordentlichen Fruchtbarkeit dieses Landes und machte dem Staate Iowa, einem der hervorragendsten Kornstaaten der Union, alle Ehre. Der Mais, ursprünglich „Indianer-Korn“ genannt, ist ein Urprodukt des amerikanischen Bodens. Wie einst die Indianer, so lebt auch heute noch die große Masse des Volkes von Korn; in den mannigfaltigsten Formen erscheint es auf dem amerikanischen Tische. Als ich zum erstenmal die unreifen gesotteten Maiskolben auf dem Tische sah, war ich begierig, wie diese gegessen würden; der Amerikaner bestreicht sie mit Butter, faßt den Kolben an beiden Enden und nagt ihn ab wie das Eichhörnchen. Nur sehr wenig Mais wird exportiert. Der Mais ist für Amerika, was der Reis den Chinesen. Selbst sein Wachstum hat etwas Amerikanisches: in nur drei Monaten schießt er auf vom Samenkorn zu seiner ungeklärten Größe.

Daß auch die amerikanische Viehzucht glänzende Proben auf die Ausstellung entsandt hatte, läßt sich denken. Man sah den Tieren an, daß sie ihre Köpfe nicht in Ställen stecken. Aber das kam mir unerwartet, daß die Farmerfrauen und -töchter Handarbeiten, Stickerien u. dgl. ausgestellt hatten. Es ist dies besonders bemerkenswert, da es Diensthilfen auf dem Lande nicht gibt; nur der reiche Städter hat solche. Das Los der Farmerfrauen und -töchter ist, den ganzen Tag für die Haushaltung zu arbeiten. Kein Wunder, daß der gute alte Alexander oft den Tisch deckt! Er besorgt auch das Melken und macht morgens Feuer im Herde.

Un Lustbarkeiten fehlte es natürlich auch nicht auf der Fair. Besonders fanden alle Arten von Glücksspielen Anklang bei den stets spiel- und wecklustigen Amerikanern. Ist doch das wirtschaftliche Leben hierzulande in gewissem Sinne Spiel und Wette. Hier einige amerikanische Volksbelustigungen der Fair: Ein Neger streckt seinen Kopf durch ein Loch in einer senkrecht aufgespannten Leinwand und schneidet Grimassen. Das Publikum wirft nach seinem Kopf mit Eiern. — Ein sehr einfacher amerikanischer Scherz ist der Wundergarten: durch einen engen Weg tritt man in einen hübschen Palmengarten, in dem das Publikum auf Schaukelstühlen sitzt. In dem Augenblick des Eintritts reißt ein hinter dem Gebüsch versteckter Ventilator mit starkem Luftstrom dem Eintretenden den Hut vom Kopfe. Alles freut sich über Gesicht, Gebärden und Laute des armen Opfers, das sofort sich auch zu den Dasitzenden gesellt, um am Anblick der nach ihm Hereintommenden sich zu weiden. — Besonders zahlreich sind die Vergnügungsgelegenheiten für die erwachsene Jugend, die „Boys and Girls“, die hierzulande stets paarweise geht. Da ist das Liebesrad, ein Riesenrad ohne Boden, in dem die jungen Mädchen auf bequemen Sitzen festgeschmalt werden. Das Rad wird alsdann eine schiefe Ebene herabgerollt. — Charakteristisch für den auf Kraftproben und

Gefahren erpichten Sinn der Amerikaner ist „der fliegende Engel“: die Miß besteigt ein etwa 10 Meter hohes Gerüst, von dem ein Drahtseil in langer schiefer Linie zur Erde gespannt ist; sie ergreift die beiden im Drahtseil laufenden Ringe, der Manager gibt ihr einen Stoß, und sie fliegt durch die Luft herab zur Erde, wo ihr „Freund“ sich aufgestellt hat, um den Engel in seinen Armen aufzufangen.

Weitaus die größte Anziehungskraft üben übrigens die Rennen aus, die ich mir mit dem Farmersohn von dem großen Amphitheater aus ansah. Daß der Amerikaner lieber fährt als reitet, das zeigten auch diese Rennen, von denen nur eines geritten, alle übrigen gefahren wurden, und zwar meist in Trab, dann aber auch in Paßgang und in fliegendem Pak. Großartig waren die Leistungen der Tiere im Trabrennen, was ich auch sonst bei Fahrten über Land schon beobachtet habe. Die großen Dimensionen erziehen Dauertraber. Berühmt sind die Traber von Kentucky und Tennessee; sie haben sich im Bürgerkriege als Artilleriepferde vorzüglich bewährt. Den ersten Preis im Trabrennen, eine Börse mit 200 Doll., erhielt ein Bundes senator des Staates mit einer englischen Meile in 2½ Minuten; den zweiten (150 Doll.) eine Farmerstochter. Die meisten Trabrennen wurden gefahren mit den bekannten leichten, feingefederten Sidory-Zweirädern.

Nachdem die Aufregung der Rennen sich gelegt hatte, kam der Glanzpunkt der Schausstellungen: ein junger Trapezkünstler flog mit einem Heißluftballon in schwindelnde Höhen, machte an seinem Trapez Kunststücke und ließ sich dann mit einem Fallschirm herab. Damit endete die Fair. —

Leider bringen es die Verhältnisse mit sich, daß auch meine Lehrzeit auf der Farm nun bald endet. Ungern scheidet ich von diesen Menschen, die mich mehr gelehrt haben als sie wohl selbst ahnen. Diese Farmer sind etwas ganz anderes als unsere deutschen Bauern. Es ist ein strebsamer, intelligenter und selbstbewußter Menschenschlag. Kein Bespern, kein Wirtshausleben, keine Noheit der Manieren und Ausdrücke! Von ihnen könnte der Dichter nicht sagen, daß „sie noch nicht zur Freiheit erwacht sind“ und „daß ihre Wünsche der Ernten ruhiger Kreislauf beschränkt“. Wenn auch die Familie Alexander etwas über der Durchschnittsbildung der Farmer steht, so ist der Unterschied doch nicht sehr erheblich; wie sie, so leben fast alle ihre Nachbarn. Ich freue mich, das Leben des Farmers, des Stammvaters dieses Volkes, in seinen kleinen Zügen kennen gelernt zu haben. Aus ihm hat sich das Leben des ganzen Volkes, zu dessen Studium ich auszog, entwickelt. In vielen Punkten läßt es das allen kolonialen Pionieren Eigentümliche wiedererkennen. Allein außerdem zeigt das Leben dieser Farmersfamilie so viel spezifisch Amerikanisches: die Art zu arbeiten, den spekulativen Sinn, die Strebsamkeit und Wirkbegierde, die höhere Durchschnittsbildung, die Stellung der Frau, die bessere Lebenshaltung und geringe Sparbarkeit, die soziale Gleichstellung u. s. f.

Die Ausstellung altfranzösischer Meister im Douvre.

Von Karl Voll.

(Schluß.)

Auch bei Froment stehen wir trotz des mitunter recht späten Datums seiner Werke noch immer in der Kunst von der Mitte des 15. Jahrhunderts. Ehe wir zu den Werken vom Ende dieser künstlerisch so lebhaften Zeit übergehen, sei die Aufmerksamkeit noch auf die höchst sonderbare Tatsache hingelenkt, daß der Katalog der Ausstellung sich auch sehr eingehend mit dem Meister von Fleinale beschäftigt und ihn, der bis jetzt als ein hocharchaischer Altniederländer galt, zu einem französischen Künstler aus der Schule von Artois machen will. Man kann in Frankreich selbst recht oft starken Zweifel an dieser überkühnen Hypothese aussprechen hören und sie ist auch so offenkundig unhaltbar, daß sie

einer Widerlegung nicht bedarf. Die Mode, jetzt alle nicht klar zu bestimmenden nordischen Gemälde des 15. Jahrhunderts der französischen Schule zuzuweisen, hat sich bereits in kurzer Zeit so sehr diskreditiert, daß man derartige Hypothesen, wie die in Rede stehende, lächelnd und ohne Alteration ad acta legt. Aber es ist doch sehr dankenswert, daß Vouhot die Frage nach dem rätselhaften Meister von Flémalle wieder aufgerollt hat. Er lenkt die Aufmerksamkeit darauf, daß die bis jetzt herrschende Auffassung von dem Meister, bei der man sich nach Tschudi's bekanntem Aufsatz in den Jahrbüchern der preussischen Kunstsammlungen beruhigt hat, ebenfalls nicht mehr angenommen werden kann. Wir können hier wie leider so oft nicht anders, als unsere bare Unkenntnis einzugestehen. Wir wissen nicht, wer dieser Meister war, wissen nicht, zu welcher Schule er gehört und wir sind auch über den Umfang seines Lebenswerkes durchaus im unklaren. Das Rätsel wird sich wohl dereinst aus der rheinischen Kunst lösen, obwohl kein Zweifel darüber bestehen kann, daß die Hauptbestandteile seiner Kunst niederländisch sind. Es waren unter seinem Namen vier Bilder ausgestellt; die bekannte Madonna der ehemaligen Sammlung Somzee, jetzt im Besitz des Herrn Salting in London, die Anbetung der Hirten in Dijon, die Madonna mit Heiligen aus dem Museum von Aix und die Verkündigung aus der Magdalenenkirche in Aix-en-Provence. Das letzte, höchst interessante Stück gehört zweifellos nicht zu dem Meister von Flémalle und hat nur ganz entfernte Ähnlichkeiten mit ihm; viel auffällender ist eine gewisse, aber wohl aus der Gemeinschaftlichkeit der Entstehungszeit zu erklärende Verwandtschaft mit Konrad Witz, dem Meister von Basel, der ja auch immer wieder mit dem Flémaller in Zusammenhang gebracht wird. Die drei übrigen aber gelten ziemlich unwidersprochen als Arbeiten des Meisters von Flémalle selbst, oder vielmehr sie galten dafür, ehe sie auf einer Wand nebeneinander hingen. Ich glaube, daß diese drei Stücke von drei verschiedenen Künstlern herrühren und daß nur die Somzee-Madonna von dem Flémaller selbst gemalt ist. Diese allein trägt den Charakter der raffigen Altertümlichkeit, die in die ersten Jahrzehnte des 15. Jahrhunderts hinaufführt und für den Meister bezeichnend ist. Gewisse Ähnlichkeiten in dem Typus der heiligen Personen, in dem hellen rosigen Kolorit und der feinen Behandlung der Hintergrundslandschaft lassen sich durch Schulgemeinschaft erklären, sind aber nicht stark genug ausgeprägt, um für alle drei Bilder die Ausführung durch den gleichen Meister zu beweisen. Soweit meine Beobachtungen reichen, hatten sehr viele Besucher, besonders aus der jüngeren Generation, denselben Eindruck, und so darf man hoffen, daß die Frage demnächst ausführlich behandelt wird. Was nun die Madonna von Aix betrifft, so möchte ich sie gern mit der Madonna aus dem Besitz der Frau v. Gehl in Darmstadt zusammenstellen. Dieses sehr hübsche Bild wird im Katalog der diesjährigen kunsthistorischen Ausstellung in Düsseldorf der Schule des Jan van Eyck zugeschrieben, worüber man doch wohl rechten kann. Ein zwingender Grund, das feine Stück in die direkte Umgebung des Jan van Eyck zu versetzen, liegt nicht vor; dagegen sind die engen Beziehungen zu dem angeblichen Flémaller Meister von Aix kaum zu verkennen.

Der Hauptstolz der Abtheilung des französischen Quattrocento war die sehr geschickt zusammengestellte Gruppe von Arbeiten des sogenannten Peintre des Bourbons, der auch Maitre de Moulins genannt wird. Man mag über die sonstige französische Malerei vom 15. Jahrhundert noch so wenig gut denken: hier steht man vor einem gewandten Künstler, der sein Fach durchaus verstand und eine Anzahl zum Teil recht geschmackvoller Werke hinterlassen hat. Neben Fouquet ist er der einzige, der einem nichtfranzösischen Publikum als ein wirklich tüchtiger Künstler erscheinen wird; er steht hoch über Nicolas Froment und läßt fast alle übrigen Bilderfabrikanten, deren es in Frankreich damals offenbar sehr viele gegeben hat, weit hinter sich. Bei ihm kommt auch zum erstenmal seit hundert Jahren das gallische Element wieder zum Durchbruch. In dieser Hinsicht steht er weit über der doch aus vielerlei Elementen zusammengesetzten Kunst des Fouquet.

So ist es denn kein Wunder, daß er der besondere Liebling der Franzosen geworden ist. Der Maitre de Moulins ist seit dem Ende des 14. Jahrhunderts der erste französische Maler, der die fremden Einflüsse so in sich verarbeitet und dem französischen Geschmack anpaßt, daß eine einheitliche Gesamtwirkung von spezifisch französischer Art entsteht. Aber auch bei ihm kann doch kein Zweifel darüber bestehen, daß er in sehr vielen Beziehungen von den Niederlanden, und zwar von Hugo van der Goes, abhängt; man kann ihn sich ohne dieses Vorbild gar nicht denken. Es ist darum auch kein Zufall, daß so manche der ihm jetzt zugeschriebenen Werke, ehe man auf ihn aufmerksam geworden war, dem Goes zugeteilt worden sind. In Frankreich macht man zwar den Versuch, diesen Einfluß abzutreiben und die Verwandtschaften zwischen beiden Künstlern aus Gemeinschaftlichkeit der Zeit zu erklären. Wenn man aber nur ein bißchen Unbefangenheit besitzt, so kann man die Ähnlichkeiten, die der Stil des Franzosen, der der jüngere von beiden gewesen ist, mit dem des Hugo van der Goes besitzt, doch nur als Abhängigkeit von dem älteren Niederländer auffassen.

Den Namen des Künstlers kennt man nicht; da aber die von ihm porträtierten Persönlichkeiten der unmittelbaren Umgebung des französischen Königs angehörten, so glaubt man in ihm den damaligen Hofmaler Jean Perréal erblicken zu dürfen. Für das älteste seiner Bilder hält der Katalog die Madonna mit dem Cardinal Rolin aus dem erzbischöflichen Palast von Autun. Es ist ein kleines, sehr sauber und liebenswürdig gemachtes Bild, voll Geschmac und von einer etwas schüchternen Anmut, spröde in der Haltung und zugleich von größter technischer Feinesse: das heißt, es ist der Typus einer soliden Epigonenarbeit. Die niederländische Malerei verlor stets ihr eigentliches Temperament, die geistvolle, sachliche Munterkeit und Frische des jugendlichen Naturstudiums, wenn sie auf französischen Boden verpflanzt wurde. Nach dem nicht schwer zu schätzenden Alter des Dargestellten zu schließen, mag das Bild um 1480 entstanden sein, und zwar ist es wohl als eine Art Gegenstück zu jenem herrlichen Bilde des Jan van Eyck gedacht, das ungefähr fünfzig Jahre früher der Vater des Cardinals, der starke Kanzler Rolin, hatte machen lassen. Das Hauptstück des Künstlers aber ist der große Altar in der Kirche von Moulins, woher auch die jetzt gewählte Bezeichnung des Meisters stammt. Er stellt eine Madonna in der Engelsinglorie dar; auf den Seiten knien die Stifter: Pierre II de Bourbon und seine Frau Anne de France, eine Tochter von Louis XI.

Das große, zugleich elegante und stattliche Triptychon mag um 1500 entstanden sein, als die eigentlich klassische Epoche der altniederländischen Malerei schon abgeschlossen war, das heißt, die französische Malerei tritt wieder in einiger Stärke uns erst dann entgegen, als die gediegenen Hauptmeister von Belgien und Holland, schon alle tot oder steinalt, und die Meister der Uebergangszeit, wie Gerard David und Quentin Matsys, bereits tätig waren. So lange die niederländische Kunst saftreich und üppig da stand, konnte sich die französische nicht von fern mit ihr messen und mußte sich in bescheidener Entfernung halten. Erst im späten Nachsommer trug sie Blüte in den Werken des Meisters von Moulins.

Ein weltberühmtes Werk des Künstlers ist dann das Stifterbildnis mit dem heiligen Viktor aus der Galerie von Glasgow, für das man schon alle möglichen großen Namen der niederländischen Schule, von Jan van Eyck bis Memling, angesetzt hatte. Das Bild ist sehr angenehm, aber trügerisch, und bei ihm ist vielleicht die beste Gelegenheit, niederländisches und französisches Kolorit miteinander zu vergleichen. Prachtvoll und glühend ist die Farbe der Niederländer, rund und gleichmäßig in ihrer juwelnenmäßigen Brallheit, leicht schillernd jedoch, nicht unähnlich dem Delbdruck, ist die Farbe bei den Franzosen. Die Geschmeidigkeit der auswendig arbeitenden Technik tritt an die Stelle der stets neue Probleme aufwerfenden Gründlichkeit, und da endlich die Franzosen nicht das Ergebnis eigener Beobachtungen zu verarbeiten pflegten, so erklärt sich auch die auffallende Verschiedenheit der Qualität und

Art ihrer Arbeiten. Der Maitre de Moulins ist sehr fruchtbar gewesen. Es waren viele Arbeiten seiner Hand ausgestellt; aber man glaubt nicht allgemein, daß sie sämtlich von ihm ausgeführt seien. Es wird der Versuch gemacht, sein Werk in das von verschiedenen Persönlichkeiten zu zerlegen, und besonders will man neben ihm noch einen nach datierten Porträten aus dem Besitz des Louvre sogenannten Meister von 1488 aufstellen. Es ist auch wahr, daß diese Arbeiten härter und weniger geschmackvoll sind; aber wenn man die Haltlosigkeit der französischen Malerei des 15. Jahrhunderts bedenkt, so wird man an sie kaum mit dergleichen streng arbeitenden Grundsätzen der Stilkritik herangehen dürfen, wie man das bei den Niederländern und Italienern, auch bei den Tüchtigeren unter den Deutschen, zu tun berechtigt ist. Bei den Franzosen ist damals vieles möglich gewesen, was sich in einer organisch und selbständig entwickelten Kunst sonst nicht findet. Als ein Zeugnis dafür, daß wir wirklich bei der französischen Malerei noch weit entfernt davon sind, klar zu sehen und daß sich ihr Charakter gar nicht scharf darstellen läßt, sei die Entdeckung eines neuen Werkes von Charonton erwähnt, die man unter recht bedenklichen Umständen kürzlich gemacht hat und von der ich erst nach Abschluß dieses Aufsatzes erfahren habe. Man wußte aus Urkunden von einer Mater misericordiae, die der obengenannte Charonton zusammen mit einem Maler namens Billate nach dem 16. Februar 1452 ausgeführt hatte, und man kannte eine Lithographie nach diesem Bilde, das im Anfang des 19. Jahrhunderts sich noch in Frankreich befand. Im Junihefte der Gazette des Beaux-Arts veröffentlichte heuer Bouchot diese Lithographie mit den entsprechenden Erklärungen, und schon das Gulihäfte konnte melden und beweisen, daß das Bild wiedergefunden ist, und zwar im Museum von Chantilly. Weitere Kommentare hierzu zu geben, ist unnötig. So erfreulich es ist, daß man das Bild nun nachweisen kann, so zeigt doch der Umstand, daß man es, das keineswegs unbekannt war, nicht schon früher erkannt hat, wie wenig charaktervoll die Künstler damals waren. Ein Fra Filippo, ein Dirk Bouts oder ein Whilischer — um nur mittlere Namen aus der Kunst der damaligen nichtfranzösischen Malerei zu nennen — wären an einem vielbesuchten Museum den Fachmännern, die sich dort so oft zum Studium zusammenfanden, wie die Franzosen in dem für altfranzösische Malerei so wichtigen Museum von Chantilly, ganz sicher nicht unbekannt geblieben.

Die Ausstellung ist jetzt geschlossen. Eine Notiz in der letzten Nummer der ausgezeichnet redigierten Zeitschrift Les Arts kündigt bereits an, daß auch die Franzosen keineswegs alle einverstanden sind mit einer gewissen Ueberschätzung des Verdienstes, das man der eben erst entdeckten altfranzösischen Malerei des 15. Jahrhunderts zuerkennen wollte. Das ist eine höchst erfreuliche Tatsache; aber eben deswegen sei zum Schlusse noch einmal konstatiert, was schon im Anfang dieses Aufsatzes ausgesprochen wurde: die Veranstalter der Ausstellung haben sich ein gar nicht genug zu ehrendes Verdienst erworben, als sie das weite, fast völlig unbekanntes Material zusammenstellten. Sie haben doch den Beweis erbracht, daß es eine altfranzösische Malerschule gegeben hat, und wenn diese auch nicht zu allen Zeiten wahrhaft groß gewesen ist, so eröffnet die Kenntnis ihrer kaum geachteten Existenz doch die glücklichste Aussicht auf weitere Entdeckungen und sie gibt ein Arbeitsfeld dem allgemeinen Studium offen, auf dem die Lösung manches schwierigen Rätsels zu erwarten steht.

Im Anschluß hieran sei eine Notiz Anwendung für unsere Münchener Verhältnisse gemacht. Es hat im 14., 15. und 16. Jahrhundert eine sehr beachtenswerte Malerschule in Altbayern und dem so nahe verwandten Tirol gegeben, die heute auch noch so gut wie unbekannt ist. Die Werke dieser Künstler gehen unter dem Namen von auswärtigen Meistern; so hat vor wenigen Jahren das Frankfurter Museum das Porträt eines in Leutstetten ansässigen Mannes als Hans Holbein den Jüngeren gekauft, das ich als eine Arbeit unseres Münchener Meisters Hans Müllich nachweisen konnte. Man würde sich durch Veranstaltung

einer Ausstellung von altbayerischen Gemälden ein Verdienst erwerben, nicht geringer, als sich es die Franzosen eben jetzt erworben haben, und man würde Klärung in kunsthistorischen Fragen ersten Ranges schaffen, die weit über das enge Gebiet von Altbayern hinaus Interesse haben. Schwierigkeiten stünden dieser Ausstellung kaum im Wege, da das Material trotz einiger in das Ausland verporgten Stücke im ganzen noch schön im Lande zusammengehalten ist.

Bücher und Zeitschriften.

Bericht über die neuere Literatur zur deutschen Landeskunde. Band II. (1900 und 1901). Im Auftrage der Zentralkommission für wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland, herausgegeben von Prof. Dr. Alfred Kirckhoff und Prof. Dr. Friedrich Regel. Ferdinand Sirt, Breslau 1904.

Wohl kaum eine Wissenschaft hat ihr Material aus so verschiedenen Wissensgebieten und so verschiedenartigen wissenschaftlichen Publikationen zu sammeln und zu sichten, wie gerade die Geographie. Hat man sie doch nicht mit Unrecht geradezu als einen Komplex von Wissenschaften bezeichnet. Bezüglich ihrer Organisation und ihrer wissenschaftlichen Repertorien steht die Geographie jetzt in Deutschland, man kann es mit Stolz sagen, musterträchtig da, wofür der oben genannte Bericht einen neuen Beweis liefert. Neben den verschiedenen guten geographischen Zeitschriften besitzen wir in Deutschland als einzig in ihrer Art Hermann Wagners Geographisches Jahrbuch, den jährlichen Literaturbericht in Petermanns Mitteilungen und die international anerkannte Bibliotheca geographica, die im Auftrage der Berliner Gesellschaft für Erdkunde O. W. F. A. S. in bearbeitet. Außer diesen jährlichen Repertorien besitzen wir jetzt als durchaus notwendige Ergänzung für die Landeskunde Deutschlands vorzügliche geographische Bibliographien. Wir verdanken sie der fruchtbareren Tätigkeit der Zentralkommission des deutschen Geographentages für wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland, deren verdienstvoller Vorsitzender nun schon seit ungefähr zwei Jahrzehnten Alfred Kirckhoff ist. Mit ihm zeichnet diesmal als Redakteur Friedrich Regel in Würzburg. Der neue, zweite Bericht ist ein stattlicher Band von 413 Seiten geworden, indem nicht weniger als 120 Fachmänner aus allen Teilen des Deutschen Reiches kurz über die Deutschlands Geographie berührende Literatur der Jahre 1900 und 1901 berichten. Wir begrüßen den in so stattlicher Form erschienenen zweiten Band der jungen Publikation um so freudiger, als die Weiterführung der Berichte nach Erscheinen des ersten Bandes auf ernstliche Schwierigkeiten gestoßen war. Es wäre das Eingeben der Literaturberichte um so mehr zu bedauern gewesen, als sie die organische Fortsetzung jahrelanger früherer Sammlerarbeit bilden. Von ihrer Begründung im Jahre 1882 an hat die Zentralkommission es für eine ihrer vornehmsten Aufgaben gehalten, die vorher einheitslose, vorwiegend nach Staatsgrenzen zerklüftete Forschung auf dem weiten Felde mitteleuropäischer Landeskunde zu vereinheitlichen und systematisch zu zentralisieren. Zunächst suchte die Kommission festzustellen, was schon im Laufe der Jahrhunderte an geographischer Literatur für dieses Gebiet entstanden war. Es gelang ihr auch, zuzubörst in den verschiedensten Teilen des Deutschen Reiches wertvolle heimatskundliche Bibliographien ins Leben zu rufen. Dann nahm die Kommission die Zusammenstellung der auf das Deutsche Reich im ganzen bezüglichen Landes- wie volkswirtschaftlichen Literatur selbst in die Hand, woraus die von W. F. A. S. Richter musterhaft ausgearbeitete „Bibliotheca Geographica Germaniae“ (1896) hervorging, welche alle Literatur bis 1895 behandelt. Um die bis dahin abgeschlossene Arbeit noch in erweiterter Form fortzusetzen, wurden die „Berichte“ begründet, deren 1. Band 1901 unter Redaktion von Kirckhoff und Siefert erschien und die Literatur der Jahre 1896 bis 1899 behandelte. Leider hatte dieser erste Band einen vollständigen buchhändlerischen Mißerfolg trotz der allgemeinen Anerkennung der Existenzberechtigung, ja des Segens des Gesamtunternehmens. Die Hauptschuld trug

die durchaus nicht einwandfreie geschäftliche Führung seitens des damaligen Verlegers, wodurch die Kommission zur Kündigung des Verlagsvertrages gezwungen war. Da sich kein Buchhändler ohne genügende staatliche Subvention, die in dieser Höhe nicht zu erreichen war, zur Fortführung des Verlages entschließen wollte, war der Bestand der „Berichte“ ernstlich gefährdet. Unter diesen Umständen bedeutet es nach den Worten Kirchhoffs auf dem letzten Kölner Geographentage eine nicht dankbar genug anzuerkennende Tat von Vaterlandsliebe, daß die Firma Ferdinand Hirt in Leipzig noch in letzter Stunde sich zur Verlagsübernahme bereit erklärte. Es ist daher sehr zu wünschen, daß ein recht vielseitiger Absatz des Berichts die Beliebigkeit, der die opferwillige Firma zur Rettung des gemeinnützigen Wertes bemühtvoll entgegengeht, nicht allzu empfindlich werden läßt. Weiter ist an die Verleger die bringende Bitte zu richten, die Berichterstattung durch Uebersendung von Freieemplaren an die Verlagsbuchhandlung zu unterstützen.

Dr. Aug. Wollenhauer.

fr. Juristisches. Die Kraftloserklärung abhanden gekommener oder vernichteter Urkunden im Aufgebotsverfahren nach Reichsrecht und bayerischem Landesrecht. Von Dr. Karl Delmann, Amtsrichter in München. München 1903, S. Schweitzer.

Raum irgendwo greifen Reichsrecht und Landesrecht, materielles Recht und Prozeßrecht, Privatrecht und öffentliches Recht verwirrender und unklarer ineinander als bei der Frage der Kraftloserklärung von Urkunden. Hier den einzelnen Vorschriften nachzugehen, sie übersichtlich zusammenzufassen und die leitenden Gedanken herauszuarbeiten, muß eine harte Arbeit gewesen sein. Der Verfasser war ihr gewachsen und hat sich nicht die Mühe gescheut. Sein Buch wird von allen, die auf diesem Gebiete zu arbeiten haben, dankbar entgegengenommen werden. Es erscheint gerade in seiner schlichten und entschiedenen Art, die jeden sich wissenschaftlich gebenden Anspruch absichtlich vermeidet, als eminent tüchtige Leistung.

✱

Allgemeine Rundschau.

14. Internationaler Amerikanisten-Kongreß.

C. Stuttgart, 18. Aug. Unter dem Protektorat und in Gegenwart des Königs Wilhelm II. von Württemberg wie der durch ihre wissenschaftlichen Bestrebungen bekannten Prinzessin Theresie von Bayern wurde heute vormittag 11 Uhr der 14. Internationale Amerikanisten-Kongreß mit einer Festkündigung im Königsbau eröffnet. Es sind gegen 400 Mitglieder und Teilnehmer angemeldet. Durch amtliche Delegierte sind folgende Staaten vertreten: Aus Europa: Belgien, Frankreich, Hamburg, Italien, Niederlande, Norwegen, Preußen, Schweden, Spanien, Württemberg. Aus Amerika: Britisch-Guhana, Guatemala, Mexiko, Nicaragua, Vereinigte Staaten von Nordamerika. Ferner sind zahlreiche gelehrte Körperschaften beteiligt. Das Ehrenpräsidium liegt in den Händen des Kultusministers Dr. v. Weizsäcker. Vize-Ehrenpräsidenten sind der Rektor der Universität Tübingen, Professor Dr. Garing, und der Prorektor der kgl. Technischen Hochschule zu Stuttgart, Prof. Dr. v. Wehrauch. Den Vorsitz führt der Direktor am kgl. Museum für Völkertunde in Berlin, Professor Dr. Carl von den Steinen. Stellvertreter sind der Vorsitzende des Württembergischen Vereins für Handelsgeographie Karl Graf v. Linden und der Direktor am Berliner Museum für Völkertunde Professor Dr. Eduard Seler. Ein höchster Zufall hat es gefügt, daß der heutige Kongreß fast genau zusammenfällt mit der vor hundert Jahren erfolgten Rückkehr Alexander v. Humboldts und Bonplands von ihrer südamerikanischen Forschungsreise. Der Württembergische Verein für Handelsgeographie hat zur Erinnerung an diese Bemerkenswerte eine Plakette in Bronze herstellen lassen, die auf der einen Seite die Porträte von Humboldt und Bonpland mit der Unterschrift 1799—1804 zeigt.

Die Rückseite trägt eine Darstellung des Chimborasso nach Stübel's Reisetagebuch und ein Abbild der von Bonpland entdeckten Palme *Ceroxylon andicola* nach der Originalzeichnung des Gelehrten. Darunter findet sich die Unterschrift: 14. Amerikanisten-Kongreß.

Kultusminister Dr. v. Weizsäcker begrüßte die Versammlung namens der württembergischen Staatsregierung. Der Kongreß sei in einem echten europäischen Binnenlande zusammengelassen zu wissenschaftlicher Forschung, deren Objekt weit drüber über dem Ozean liege. Bemerkenswert und hoch erfreulich sei es, daß man sich im Herzen Schwabens der Forschung Amerikas widme. Nicht nur dem wirtschaftlichen Wohlstand diene der moderne Verkehr, sondern mit den Schnellbahnen und den Dampfschiffen werde auch die Wissenschaft gefördert. Nach verschiedenen weiteren Begrüßungsansprachen hielt sodann den ersten Vortrag Prof. Hamy, Mitglied des französischen Instituts und der medizinischen Akademie von Paris, über Alexander v. Humboldt und Aimé Boujard de Bonpland, im Hinblick auf ihre vor hundert Jahren erfolgte Rückkehr nach Europa nach fast fünfjährigem Aufenthalt in Südamerika. Am 3. August 1804 landete Humboldt in Bordeaux, mit dem Material für mehrere große Werke in der Tasche, welche die bisherigen Forschungen über Südamerika in großartiger Weise erweiterten oder richtig stellten. Als Humboldt und Bonpland am 13. August in Paris eintrafen, wurden ihnen begeisterte Huldigungen dargebracht. Am 16. November 1805 traf Humboldt von Italien her in Begleitung des berühmten Physikers Gay-Lussac in Berlin ein, wo seiner ähnliche Ehren wie in Paris warteten. Während Humboldt an seinem Riesentagebuch über das spanische Amerika arbeitete, ordnete Bonpland in Paris sein gewaltiges Herbarium und sein zoologisches und anatomisches Material. Bonpland wurde mit einer Pension bedacht und erhielt wenige Monate später die vielbegehrte Stellung des Intendanten von Malmaison. Hier wurde er durch die Blumenliebhabereien der Kaiserin Josephine so in Anspruch genommen, daß er für die Wissenschaft fast kaltgestellt wurde. Es hielt sehr schwer, ihn zur druckfertigen Herausgabe seiner Werke zu bewegen. Das neue Regime paßte Bonpland wenig, und er ging deshalb mit Frau und Tochter nach Südamerika, um dort sein Glück zu suchen. Leider wurden seine geschäftlichen Unternehmen, an deren Spitze der Massenbau von Paraguay-Teer (Yerba-mata, wie ihn die Indianer nennen) stand, durch die fortwährenden politischen Wirren, namentlich aber durch die Willkür des zu trauriger Berühmtheit gelangten Diktators Dr. Francia von Paraguay, immer von neuem zugrunde gerichtet. Bonpland starb im Alter von nahezu 85 Jahren auf der Reise zwecks einer neuen Unternehmung, die der Aufindung von Quecksilbererzen bei La Cruz in Corrientes galt. Ebenso entwarf der Redner ein anziehendes Bild der Persönlichkeit, Lebensgewohnheiten, Tätigkeit und Pläne des großen deutschen Naturforschers. Am Anschluß an den Vortrag überreichte Kammerherr Graf v. Linden je ein Exemplar der beschriebenen Bronze-Plakette mit den Bildnissen Humboldts und Bonplands dem König von Württemberg, der Prinzessin Theresie von Bayern und dem Vortragenden.

Hierauf sprach Rektor Dr. Rappf (Stuttgart) über den Anteil der Württemberger an der Kolonisation Amerikas. Schon im Anfang des 16. Jahrhunderts wurde eine Schwabentolonie in Amerika gegründet, und zwar in Venezuela. Die beiden Ulmer Kaufleute Heinrich Schiniger und Hieronymus Sailer schlossen im Jahre 1528 mit der spanischen Regierung einen Vertrag, wodurch ihnen das Land zwischen dem Kap Maracapan und dem Kap de la Vela mit allen Hoheitsrechten überlassen wurde. Der Name der Wälder in Augsburg ist in dem Vertrag nicht erwähnt; es unterliegt aber keinem Zweifel, daß sie von Anfang an an dem Unternehmen beteiligt gewesen sind. Noch im gleichen Jahre landeten 80 Kolonisten in Coro, einem auf Pfählen erbauten Dorfe, was bekanntlich den Anlaß zu der Bezeichnung „Nein-Venedig“ = Venezuela gegeben hat. Mehrere Niederlassungen wurden errichtet, und schon im folgenden Jahre kam neuer Bezug aus der Heimat unter der Führung des Nikolaus Federmann, ebenfalls eines Ulmers. Allein, obgleich ein gewinnbringender Handel sich entwickelte, ließ sich doch der Statthalter im Jahre

1538 bewegen, den Geschäftsbetrieb zu ändern, verleitet durch die Kunde von unermeßlichen Reichthümern im Innern des Landes. Es folgte eine Reihe von kühnen Entdeckungszügen und abenteuerlichen Eroberungszügen in ferne, unbekannte Länder. Aber inzwischen verläumerte die Niederlassung in Venezuela. Streitigkeiten zwischen Deutschen und Spaniern führten zum Zusammenbruch aller Zucht und Ordnung. Endlich griff die Regierung ein und schickte einen spanischen Gouverneur; es kam zu einem Prozeß, der mehrere Jahre in Madrid schwebte und 1556 zu Ungunsten der Deutschen entschieden wurde. Damit waren die Spanier Herren des Landes; die Schwabensolonie in Venezuela war vernichtet. — In der folgenden Zeit wandte sich die Auswanderung aus Württemberg Nordamerika zu. Im Jahre 1709 erfolgte unter dem harten Druck der wirtschaftlichen Verhältnisse jener Zeit die erste Massenauswanderung aus Württemberg, der sich auch zahlreiche Pfälzer angeschlossen. Gegen 20,000 Personen trafen allmählich in London ein; ein Teil wurde von der Regierung nach Pennsylvanien, ein anderer nach Nord- und Süd-Karolina, die Hauptmasse aber nach New-York befördert. Der Gouverneur siedelte sie am Hudson etwa 100 englische Meilen oberhalb New-York an. Aber anstatt ihnen Land zum Bebauen anzuweisen, zwang er sie, in den dortigen Wäldern hart zu arbeiten, um Schiffscharge, wie Pech, Leer u. s. w. für den Bedarf der englischen Flotte zu gewinnen. Hierüber erbittert, griffen die Kolonisten unter der Führung des energischen Konrad Weiser abermals zum Wandersiab und siedelten sich in Schoharie, einem Seitental des Mohawk, an. Im Laufe der Jahre erhoben sich sieben schöne Dörfer am Schoharie; zahlreiche Landsleute folgten nach, und die schwäbischen Ansiedlungen am Mohawk und seinen Seitentälern dehnten sich 50 englische Meilen weit aus.

Nicht minder bedeutend war die schwäbische Einwanderung im 18. Jahrhundert für Pennsylvanien. Im Jahre 1684 waren die ersten Württemberger dort angekommen, die hauptsächlich aus religiösen Gründen das Land „der Freiheit und Bruderliebe“ aufsuchten, und das ganze 18. Jahrhundert hindurch flutete der Strom der Auswanderung dorthin in ungeschwächter Kraft. Auch in den übrigen Küstenstaaten, besonders in Nord- und Süd-Karolina, fanden zahlreiche Württemberger sich ein. Daß sie sogar bis in die Gegend von New-Orleans gelangten, beweist ein herzoglich württembergisches Reskript von 1722, worin ganz besonders gewarnt wird vor der Einwanderung „auf der in Nordamerika liegenden Insel Mississippi“. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts kam die Auswanderung ins Stodden infolge der Wirren, welche der Unabhängigkeitskrieg mit sich brachte, sodann unter dem Einfluß der Napoleonischen Kriege. Sobald aber ruhigere Zeiten zurückgekehrt waren, begann die Auswanderung nach Amerika aufs neue. Im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts sind aus Württemberg eine halbe Million dorthin gezogen. Die eigenartigste Schwabensolonie ist die von dem Sektierer Georg Rapp gegründete Niederlassung „Economy“ am Ohio, die auf der Grundlage der Gütergemeinschaft und Chelousigkeit gegründet, zu ungeheurem Reichthum gelangt ist. Ähnlicher Art ist die Niederlassung Zoar in Ohio, ebenfalls von Separatisten ins Leben gerufen. Eine andere blühende Schwabensolonie entstand in den dreißiger Jahren in Michigan, Ann-Arbor; während die Niederlassung „Neu-Allm“ in Minnesota weniger glücklich war und im Jahre 1862 einen schrecklichen Ueberfall von Indianern zu erdulden hatte. Die meisten haben sich in dem großartigen Volks- und Geschäftsleben verloren, nicht wenige aber haben sich hervorgetan in Wissenschaft und Kunst, Technik und Industrie, Handel und Politik.

Damit war die Festsetzung beendet. Nachmittags um halb 4 Uhr empfing der König die Kongreßteilnehmer in seinem anmutig gelegenen Schlosse Wilhelma, wo ein Ambiß geboten wurde. Morgen vormittag beginnen die eigentlichen wissenschaftlichen Beratungen.

(Fortsetzung folgt.)



Kleinere Mittheilungen.

m. Archäologisches aus der Pfalz. Obwohl von Seiten des k. Staatsministeriums für Kirchen- und Schulangelegenheiten wie von Seiten der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft (Versammlung zu Greifswald) wurden die Mittel gewährt, um die Ausgrabungen in den ausgedehnten Metropolen, die in den kgl. Forstämtern zu Ramsen und Wattenheim in der Pfalz gelegen sind, fortsetzen zu können. Mit den betreffenden Grabungen wird Mitte September begonnen. Zunächst wird ein Riesentumulus in der Nähe der „Neuen Steine“, einer Wahlstätte, in Angriff genommen.

* Medizinisches. Im anatomisch-biologischen Institut der Berliner Universität sind dem prakt. Arzt Dr. Fr. Friedmann mehrere Räume zur vorübergehenden Benützung überwiesen worden, damit er die im Institut begonnenen Untersuchungen über den Schildkröten-Tuberkelbazillus mit Unterstützung der Höchsten Fürsorge in größerem Umfange fortzuführen in der Lage ist. Dr. Friedmann hat bereits mehrere Arbeiten über die Züchtung des Schildkröten-tuberkelbazillus, sowie über Immunisierung gegen Tuberkulose veröffentlicht.

* Von deutschen Museen. Der Kunsthistoriker Dr. Wilhelm Böge ist zum Direktoralassistenten bei den kgl. Museen in Berlin ernannt worden.

»

Hochschulnachrichten.

* Leipzig. Der Privatdozent der physikalischen Chemie Dr. Wöttger hat einen Ruf an das technologische Institut zu Boston erhalten.

hc. Berlin. Mit einer Habilitationsschrift „Ueber die Bedeutung des Dampfdruckes salzhaltiger Lösungen für die Wäberbehandlung“ hat sich Dr. med. Fris Frankenhäuser als Privatdozent für innere Medizin habilitiert.

* Aus der Schweiz. Am Polytechnikum Zürich hat sich Dr. Henri Rossier aus Genf für graphische Statik habilitiert.

»

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Max Mehnert, Lehrer: Ueber Sprachstörungen mit bes. Berücksichtigung des Stammelns und Stotterns bei Schulkindern. Vortrag, in erweiterter Form herausgegeben. Dresden 1904. Adolf Urban. 39 S. — Kachel: Donau-Nachlieder eines Zigeuners. Stuttgart 1904. Strecker u. Schröder. 45 S. — Volksbote. Ein gemeinnütziger Volkskalender auf das Jahr 1905. 68. reichill. Jahrgang. Oldenburg u. Leipzig. Schulze. 224 S. — Dr. L. Müffelmann: Richard Wagner und die Entwicklung zur menschlichen Freiheit nebst e. Anh.: Wagners Lebens- und Werdegang in Tabellenform. 2. Aufl. Berlin 1904. Richard Schröder. 48 S. — Holger Drachmann: Völund der Schmied. Melodrama. München 1904. Albert Langen. 151 S. — Otto Julius Bierbaum: Die vernarrte Prinzess. Ein Fabelspiel in drei Bildern. M. e. Vorrede über das musikalische Bühnenspiel. Ebenda 1904. XXXVI u. 56 S. — Selma Lagerlöf: Christuslegenden. Berechtigte Uebersetzung aus dem Schwedischen von Francis Maro. Ebenda 1904. 264 S. — Gustav Meyrink: Orchideen. Sonderbare Geschichten. Ebda. 1904. 148 S. — Göttingen als Pensionopolis. (Goslar) (1904). Lattmann. 39 S. — Martin Ganghäfer: Religion und Christentum. Halle a. S. 1904. Gebauer-Schwetschke. 224 S.